

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 29. Oktober 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 10.

Einfachheit und Güte.

Was ist der Frauen hohe Bier, ihr schönstes Kleid? — Ihr größter Schmuck ist, glaube mir: „Die Einfachheit“.

Was ist der Frauen Edelstein? — „Der Güte Geist“.

Der wird ihr Anmuth stets verleihen, die hoch man preist.

Was ist der Frauen Kraft und edler Muth? — Daß sie mit Kopf und Herzen schafft, was „recht und gut“.

Zwei Abenteuer.

Erzählung von Adolf Hoellerl.

Abend ist's. Wie in einem Feuermeer verflucht die Sonne hinter den nebelumflorten Berggipfeln, die im Abendstrahl erglühen, während drüben im Thale das Röcheln in traurigen Tönen zum Aue läutete.

Ueber die Landstraße eines dünn bevölkerten Bezirkes der Grafschaft Wales reitet Mister Clinton, ein junger Mann von 25 Jahren. Er trägt gelbe Samafchen, graue Kleidung, und auf dem Rücken seines Pferdes ist ein Felleisen von beträchtlichem Umfange angehängt.

Nach längerem Ritte nimmt ihn der Wald auf, und die Nacht droht ihm zu überraschen. Er gibt seinem Pferde die Sporen, um vor Nacht und Wetter Schutz zu suchen, und hat die Freude, nach einem halbständigen Ritt einen Schimmer zu erblicken, der nur von einem Licht herrühren konnte. Er überzeugt sich davon, und kurze Zeit darauf hält er vor der Thür eines Pächterhauses, aus dem er Stimmen vernimmt.

Er pocht ohne Zögern an die Thür. Augenblicklich verstummen die Stimmen, die Worte: „Nur herein!“ dringen an sein Ohr, und fast zu gleicher Zeit wird die Thür aufgerissen. Der Schein eines trüben Lichtes fällt auf ihn und ein stämmiger Mann mit finstern Gesicht fragt in scharfem, wolkigem Accent: „Wer da?“

Clinton steigt vom Pferde und fragt ruhig, ob er etwas essen und übernachten könne.

„Ja,“ erhalt er zur Antwort, „treten Sie nur ein.“

Clinton trat ein. In dem engen, schmutzigen Gemache befanden sich drei ältere Männer, ein junger, hübscher Bursche, offenbar der Sohn des Wirthes, und eine Frau, aber alle hatten ein so verdächtiges Aussehen, daß Clinton gern ein Jahr seines Lebens darum gegeben hätte, wieder auf der Straße zu sein, selbst auf die Gefahr hin, die Nacht im Walde zubringen zu müssen.

Als er gegessen und getrunken hatte, kündigte er dem Wirth unter Gähnen an, daß er sich zur Ruhe legen wolle. Er erkundigte sich noch nach seinem Pferde und ging dann nach seiner Kammer. In einer Ecke der Stube, die man ihm angewies, stand ein Bett, daneben ein Tisch mit einem Licht darauf. Ein Sofa, ein paar wacklige Stühle und ein Kleiderständer vervollständigten die Einrichtung.

Clinton warf einen flüchtigen Blick auf die Gegenstände und öffnete dann das Fenster. Wind und Regen schlugen ihm ins Gesicht. Er steckte den Kopf hinaus und bemerkte, daß der Boden nicht so weit entfernt sei, um nicht einen Sprung mit Glück wagen zu können. Er schloß das Fenster wieder und ging nach der Thür, fand aber, daß sie unerschließbar sei. Dann setzte er sich auf einen Stuhl und überlegte, was zu thun, denn daß ein Ueberrücken in diesem Hause für ihn den sicheren Tod bedeuten würde, darüber war er sich klar. Deshalb wollte er fliehen und zwar gleich. Rasch schritt er ans Bett. Er nahm das Leintuch vom Bett, schnitt es in zwei Hälften und band die beiden Theile aneinander, dann befestigte er das Ende ans Fensterkreuz und ließ sich vorsichtig hinab. Die Entfernung mußte aber doch größer sein als er dachte, denn als er noch immer seinen Boden unter den Füßen fühlte, ließ er mit voller Zuversicht das Seil los und sprang herzhaf hinunter. Aber er fiel immer tiefer, tiefer, und mit einer solchen Schnelligkeit und Gewalt, daß ihm das Bewußtsein schwand.

Unter dem Fenster des Zimmers war eine Grube, so tief wie ein Brunnen gegraben, wahrscheinlich, um Reisende darin zu fangen, die gleich Clinton, Argwohn schöpften und zu entfliehen suchten.

Wie lang! Clinton in der Grube lag, wußte er nicht. Als er wieder zu sich kam, hörte er Stimmen.

„Der hat einen schönen Luftsprung gemacht,“ sprach eine Stimme.

„Und sich dabei das Genid gebrochen,“ eine andere.

„Das kann man nicht wissen,“ brummte der Wirth. „Für alle Fälle wird es gut sein, uns vorzusehen. Wir müssen ihm einige Schaufeln Erde nachschicken, damit er erstickt, wenn er sich nichts gethan haben sollte.“

Und jetzt fingen sie an, die Höhlung auszufüllen. . . .

Pächter Irving sitzt mit seiner Frau und seinem hübschen Töchterchen Mary beim Thee. Die Damen stricken, und er ist in eine Zeitung vertieft. Es ist so ruhig in dem Gemache, daß man das Klappern der Stricknadeln hören kann. Plötzlich erschallen Hufschläge und gleich darauf hält ein Reiter vor der Thür.

Der Pächter begibt sich hinaus und fragt den Fremden nach seinem Vorgehen.

„Seid Ihr Samuel Irving?“ spricht der Reiter.

„Allerdings, der bin ich.“

„Mein Name ist Eduard Clinton. Ich soll Euch von meinem Vater grüßen und sagen, daß er Euch auf dem Pferdemarkte zu Harlington zu sehen hofft.“

„Ei, das ist schön. Kommt nur herein, daß ich Euch meiner Frau und meiner Tochter vorstellen kann.“

„Ich bringe Euch einen lieben Gast,“ sprach Irving warm zu seinen Angehörigen, „der Sohn meines alten Freundes Clinton. Nehmt ihn gut auf und sorgt für ihn. Ich will unterdessen Euer Pferd in den Stall bringen, Mister Eduard.“

Der Nachmittag vergeht unter Plaudern, Essen und Trinken, und als der Abend heranrückt, schlägt Mary einen Spaziergang durch den Garten vor, was mit Dant angenommen wird.

Im Laufe des Gesprächs äußerte Mary, daß sie morgen nach der Stadt reiten, um für ihren Vater Geld vom Bankier zu holen.

„Fürchtet Ihr Euch denn nicht, so allein zu reiten?“ fragte der fremde Besuch.

„Nein, ich reite schon seit Jahren fast jeden Sonnabend hin, da Papa seine Arbeiter wöchentlich auszahlt.“

„Das ist auch für mich eine gute Gelegenheit, einige Banknoten wechseln zu lassen. Wenn Ihr erlaubt, werde ich Euch begleiten, und wenn Noth am Mann ist, Euch nötigenfalls beschützen.“

„Es soll mir sehr angenehm sein,“ antwortete Clinton.

Die beiden jungen Leute haben ihre Geschäfte beim Bankier besorgt und reiten wieder dem Pächterhose zu.

Als sie durch ein kleines Gehölz kommen, hält Marys Begleiter plötzlich sein Pferd an, erfährt die Fügung des Pferdes der schönen Reiterin und fordert sie auf, ihm das Geld zu geben, das sie eben vom Bankier geholt. Mary lacht herzlich, weil sie das Ganze für einen schlechten Scherz hält. Sie wird aber eines anderen belehrt. Ihr angeblicher Beschützer zieht einen Revolver und schlägt auf sie an.

Jetzt bekommt das Mädchen Angst und reißt dem Räuber die Banknoten hin. Ein wohlthätiger Windstoß kommt ihr dabei zu Hilfe und weht zwei Banknoten über einen Zaun.

Der Reiter steigt ab, sie zu holen. Diesen Augenblick benutzt Mary Irving voll Geistesgegenwart, gibt ihrem Pferde die Sporen und jagt auf und davon.

Der Räuber ruft ihr ein donnerndes Halt nach, um das sich indeß Mary nicht kümmert. Er schießt den Revolver ab, und jetzt folgt dem Pferd Marys, durch den Knall erschreckt, auch sein eigenes, Befinnungslos vor Wuth schießt der Räuber noch zweimal nach der Fliehenden und macht dadurch die beiden Pferde vollends scheu, die in gestrecktem Galopp davonsprennen.

herbei, übergibt ihm die Pferde und geht dann schnellen Schrittes ins Haus. Dort erzählt sie ihren erschreckten Eltern, was sich zugetragen habe.

„Mein Gott,“ ruft Frau Irving aus, „wie dante ich dir, daß du unsere Mary so beschützt, aber“, fügte sie, in die Prosa der Gegenwart versinkend, hinzu, „das schöne Geld ist verloren. Ein großer Schaden für uns. Es sind 20 Pfund, nicht wahr, Mary?“

„Ja, Mütterchen, aber das Pferd ist mehr als 50 Pfund werth. Was meinst du, Papa? 50 Pfund ist es mindestens werth. Auf dem Pferde habe ich aber auch einen Mantelsack gesehen. Ich werde ihn holen und wir wollen ihn untersuchen.“

Der Pächter geht und holt den Mantelsack. Er öffnet ihn und findet darin Papiere und Briefe, die auf den Namen Clinton lauten, eine prachtvolle, goldene Uhr, goldene Manschettenknöpfe, eine silberne Tabatiere und eine Brieftasche ohne Inhalt.

Noch haben sich die drei von ihrem Erstaunen nicht erholt, als geklopft wird.

Ein junger Mann tritt ein und wirft sich gänzlich erschöpft, ohne um Erlaubniß zu bitten, auf einen Stuhl. Er gleicht einem Bilde des Jammers. Die nackten Zähne drängen sich aus den zerrissenen Schuhen, Rod, Weste und Hose sind naß und über und über mit Erde, Sand und Lehm bedeckt. Statt eines Huttes oder einer Mütze trägt er ein rothes Taschentuch auf dem Kopfe, und sein Gesicht, Hals und Hände sind mit unglücklichen blutigen Schründen überfäet.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr bei mir?“ preßt Irving endlich hervor, als er die Jammersgestalt betrachtet.

„Ich heiße Eduard Clinton und will Euch später alles erzählen“, teucht der arme Mensch.

„Clinton? Nicht möglich! Wie seht Ihr aus? Was ist Euch zugefallen?“

„Ich bin auf einem Ritt nach Euren Hause in eine Wörbergrube gerathen, durch Zufall aber gerettet worden.“

„Gestern kam ein junger Mann zu mir, der gleichfalls behauptete Clinton zu heißen.“

„Ist er mit einem Pferde angetommen?“

„Ja, mit einem Goldfuchs.“

„Es ist Gary, meine brave Stute. Das Pferd gehört mir, und jener Schurke, der sich bei Euch für meine Person ausgab, ist der Sohn des Wirthes jener Herberge im Walde, in der man mich morden wollte. Kann ich das Pferd sehen?“

Als das Thier vorgeführt wurde, rief Clinton nur das Wort: „Clary!“ und so gleich fing es vor Freude zu wiehern an.

„Seht, Irving,“ sprach Clinton bewegt, „wo Menschenstimmen schweigen, da reden Thiere.“

„Ihr glaubt also, daß derjenige, der sich für Euch ausgab, zu jener Bande gehört?“

„So ist es.“

„Habt Ihr außer Euren Pferde dafür noch einen andern Beweis?“

„Ja, meinen Mantelsack, wenn er ihn mit sich führte und wenn er sich in Euren Händen befinden sollte.“

„Er ist in unserem Besitze. Was war darin?“

„Meine Papiere, Wäsche, eine goldene Uhr und goldene Manschettenknöpfe, eine silberne Tabatiere und eine Brieftasche mit 200 Pfund in Banknoten.“

„Die Brieftasche ist allerdings leer, aber die anderen Gegenstände sind vorhanden. Ihr seid der edle Clinton, darüber besteht kein Zweifel. Kommt, setzt Euch an unseren Tisch, stärkt Euch und erzählt uns später, wie es Euch ergangen.“

Nachdem Clinton gegessen und getrunken hatte, erzählte er sein Abenteuer und Mary das übrige.

die Oberfläche herauf. Glücklicherweise waren sie diese nicht ganz zu, sondern hielten inne, als noch einige Fuß bis zur Höhe des natürlichen Bodens fehlten, indem sie sagten, daß das für jetzt genüge. Als sie sich entfernten hatten, trotz ich heraus und machte mich durch den Wald davon.“

Da Clinton angeben konnte, wo sich die Waldherberge befand, so dauerte es nicht lange, bis das ganze Verbrechertum ausgehoben war. Die 200 Pfund erhielt Clinton fast vollständig wieder zurück. Die Verbrecher aber erhielten lange Kerkerhaft und wurden sämmtlich zu harter Arbeit verurtheilt.

Mister Clinton feierte nach sechs Wochen mit der schönen, muthigen Pächtertochter Mary Irving seine Hochzeit.

Im Zarenshloß Livadia

Zwischen den Begegnungen mit den Sprößlingen des Nordens und den Aufmerkungen mit den Nornen des Südens geht das Zarenpaar nach dem zürichischen Sankt-Johann, dem Krimschen Lustschloß Livadia. Hier ruht der Zar wenige Tage aus von allen politischen und Herrscher Sorgen, hier hofft die durch Angst und Kummer melancholisch gewordene Zar in ihr seltsames Gleichgewicht wieder zu finden; denn hier ist der Friede, hier die Sicherheit, die sonst nirgends mehr vorhanden sind für das kaiserliche Paar. Was dem Zaren Alexander III. Schloß Fredensborg in Dänemark gewesen, das ist seinem Sohne Nikolai II. Schloß Livadia in der Krim, der einzige Ort ungestörter Ruhe auf Erden. Dieser Ort der Erde ist nicht unterthan, und doch hat er in seinem riesigen Reichthum nichts an Plünder der Sicherheit denn in diesem Winkel der taurischen Halbinsel, den die Natur wie geschaffen hat als Kuppel für den müden und von Todesängsten gehegten Kaiser.

Beim Badeorte Jalta macht die sonst ziemlich einförmige Südküste der Krim plötzlich eine tiefe Einbuchtung und schmückt sich maulerisch mit entzückenden Tälern und Wäldern und grünlichmernden Berggeländen, auf denen Dörfer von Tauern und Griechen ruhen. Willen russischer Wirthenträger und Lustpöbler der Zarenfamilie präncen. Kein Wunder, daß schon die Alten gern herwanberten, nach dem in freibester Zeit bereits berühmten Jalta oder Jalta; kein Wunder, daß die hier erbaute kleine Stadt, ob auch zahlreichste Mole von barbarischen Oberen gekröndigt und zerstört, immer wieder neu und schön emporwuchs. Began geht es durch die amphitheatralisch gelegenen Gassen. Auf einem ins Meer hinausragenden Vorgebirge stehen die Reste einer Kirche, in deren Fundamenten zahlreiche interessante Alterthümer gefunden worden. Daneben, etwas höher, mit weißberühenden Ausblick, eine zweite Kathedrale, jüngerer Datums als die erste, von leichter freundlicher Bauart, getönt von einer großen und vier kleineren orientalischen Kuppeln.

Dies ist das Merkwürdigste was Jalta außer seinem landschaftlichen Reiz bietet. In wenigen Minuten habe ich die Stadt durchwandert und stehe nun inmitten einer üppigen Waldnatur. Denn wandle ich durch Obstgärten hin, dann wieder durch Wälder von Buchbäumen, Ahornen und Lärchen. Zwei Flüsse rieseln an mir vorbei; zwar klein und unscheinbar sind sie, aber bei Gewitter oder Schneeschmelze verwandeln sie sich in Wildströme, die alles verheerend mit sich reißen. Beide ziehen zur Mündung von Jalta. Der eine größere führt den gleichen Namen wie die Stadt. Er kommt von einer großartigen Bergwand, wandert immerfort durch prächtige Gärten und entlang an Weinplantagen, und schön wie sein Anfang, sein ganzer Lauf, ist seine Mündung am Thore von Jalta. Kleiner ist der andere Fluß, in seinen ruhigen Zeiten ein Bach bloß; er führt den Namen Schmalstörner und wird von den tatarischen Gärtnern geschätzt als der Befruchter ihrer Ländereien.

Ruhig und warm und weich ist die Luft — „weich wie launarme Milch“ würde Turgenjew sagen, der unvergleichliche, unachahmliche Schilderer solch küdrückender Natur. Einfame Unbewusstheit ringsum; Viertelstunde um Viertelstunde verweilt, und ich höre nichts als meinen eigenen Athem, meinen eigenen Schritt. Da, plötzlich, öffnen sich einige Zweige, von einem Juppier bewegt, und — ich stehe auf den Dächern eines tatarischen Dorfes. Ja, auf den Dächern. Die Häuser hängen drei Wände, die vierte bildet der Berg. An ihn lehnt sich das Dorf in einer einzigen langen Straße nicht in einer Form, nicht gradlinig. Ein Haus liegt höher, eines niedriger, aber eines

vom anderen nicht zu weit entfernt, so daß man das Dorf auf den Dächern ebenso durchschreiten kann, wie unten auf der Straße. Fast kein Haus hat Glasfenster, vor den Luft- und Lüchtfnungen sind Klappen angebracht. Das ganze Leben der Ortschaft spielt sich auf den Dächern ab. Sie bestehen aus Balken und Flechtwerk, Erde und kleinen Steinchen; eine Walze zerdrückt und ebnet alles, und dadurch bildet sich ein Boden, glatt wie Parkett, dessen sich der schönste Salon nicht zu schämen brauchte. Dieser Boden dient den Bewohnern zum Tröden von Wäsche, Getreide und Früchten; er ist zugleich Observatorium, Ausruhestätte und Empfangsstraße.

Da finden alle Zusammenkünfte und Unterhandlungen statt, da wird geplaudert, gefungen, geklatscht.

Dorfbahn zog ich weiter, geführt von einem des Weses kundigen keritenen Tataren. An einem von dunklen Aufbäumen umwölbt Brunnen sah ich in maulerischer Tracht einige verschleierte tatarische Schönheiten. Dann trafen wir einige Anaben, allerliebste Kinder, gesund und wohlgebaut und offen dreinschend, aber in beängstiger enger Kleidung und mit einer häßlichen roten Mütze auf dem kunkelvoll geflochtenen Haar; wenn die Kinder größer werden, bekommen sie statt der roten Mütze eine schwarze aus Schaffel, und die Tradition fordert es, daß man diese Schaffelmütze so tief aufs Kopfen brückt, daß die Ohren abgehoben und breit werden. Die Tatoren der Krim unterscheiden sich vortheilhaft von den übrigen Tatoren durch ihre regelmäßigen angenehmen Züge und blauen Augen. Sie sind prächtige Reiter. Ihre Pferde erscheinen auf den ersten Blick unansehnlich, aber bald erfährt man, daß sie ausgezeichnete Eigenschaften haben, unermüdblich und ausdauernd sind; sicher ist ihr Gang, selbst auf den schwierigsten Pfaden und an den schauerlichsten Abgründen; langsam und bedächtlich schreiten sie herab, lustig und in leichtem Galopp laufen sie bergauf. Charakteristisch ist der Sattel: ein hölzerner Bod mit einem dicken Lederrücken; und der Reiter leitet sein Roth nicht mit dem Zügel, sondern mit einem Druck seiner langen Steigbügel.

In feilerem Geplauder zogen wir dahin, hier und da halt machend, bald eine liebliche Blume zu pflücken, bald seltene und seltsame Steine zu sammeln oder ein Landschaftsbild inniger zu genießen. Endlich, nach andert-halbständiger Wanderung verließen wir den Wald und traten hinaus ans Meer des Meeres. Und da lag vor uns Livadia, das liebliche Schloß. Ein unvergleichlicher unbeschreiblicher Anblick. Himmel und Wasser, Hüden und Tiefen spenden ihre wunderbarsten Reize zur Vollendung der Schönheit dieses Stückchens Erde. Vom grünen Boden hebt sich goldschimmernd im Lichte der südlichen Sonne das aus zwei weichen Palästen bestehende Schloß ab, das die Zarin Maria Feodorowna, Alexanders II. Gemahlin, in einer glücklichen Schöpferlaune hier hinzubauen ließ, um fern von der Neva das Leid zu vergessen, das ihr der trübselige Gemahl zugefügt, als er der tränklichen Kaiserin die jugendliche und schöne Prinzessin Katharina Dolgoruch vorzog. Um und um dehnen sich Gärten mit bunten exotischen Gewächsen, romanen überrig die goldenen Trauben des Weines; die Wipfel der Bäume flüßern wie in wohnlichen Träumen und mit der Wellenmusik des Meeres vereinigt sich das melodische Plätschern der Schloßtaakden.

Der Sorgenreiche darf hier sorglos träumen. Und der Zarenfamilie Leben verfließt in diesem Paradiese ungetrübt, anders als in der Fieberzeit, anders als in der angstschwangerten Luft der Neva-Metropole. Zar Nikolai steht in Livadia regelmäßig schon um 6 Uhr auf und nimmt behaglich sein Frühstück von Thee, Schokolade u. Oeierneß Brot mit Butter und Marmelade, dem englischen Muster, von einem englischen Koch servirt; denn Zar und Zarin betrachten die englische Küche als die beste. Schon nach diesem ersten Frühstück jündet sich der Kaiser eine sehr schwere Habannasigare an; er ist, im Gegensatz zu seinem Vater, der fast nur selbstgedrehte Zigaretten liebt, ein leidenschaftlicher Zigarettenraucher und gönnt sich diesen Genuß namentlich in Livadia zigellos, behauptend, das Rauchen könne in diesem Wunderklima nicht schaden; er raucht fortwährend vom Morgen bis zum Schlafengehen, obwohl die Aerzte da eg u sind. Um 7 Uhr Morgens ist der Zar schon an seinem Schreibtisch und erledigt alle Dokumente, um den Rest des Tages frei zu haben. Nach dem Spaziergang gibt es einen reichhaltigen Lunch. Bei Tisch wird englisch gesprochen, und von der Dienerschaft niemand englisch versteht, ist die Unterhaltung ungezwungen. Das Diner besteht stets aus

sechs Gängen; außer den Familienmitgliedern werden nie mehr als sechs bis acht Personen zugezogen. Nach dem Diner vertritt sich der Zar die Zeit mit dem russischen Kartenspiel Wint, das neben dem Rauchen seine liebste Zerstreuung in Livadia bildet; und da ist er — wie ein Kenner seines intimen Lebens erzählt — nicht mehr die müde, reizbare Person, als welche er sonst seinen Ministern erscheint, sondern frisch, schneidig, von energischem Wesen; er ist der geübtere Spieler, taktvoll, schnell, verwegen, nie um einen Ausweg verlegen, ein Meister in der Strategie der Karten. Bankett: sind in Livadia verabschiedet. In das Kartenspiel zu Ende, so verbringt der Zar den Rest des Abends mit seiner Familie. Er lebt in Livadia fast nur seiner Familie. Bei Ausfahrten nimmt er stets die Kaiserin mit. Auch wenn er arbeitet, ist seine Gemahlin fast immer bei ihm; kommen Minister zum Vortrage, so sagt der Kaiser oft zur Kaiserin: „Bleibe nur da!“ Auch die Zarin ist nur für intime Kreise eingenommen. Zweilen arrangirt sie musikalische Abende, dann geben Zar und Zarina den Gästen ein Konzert; und spielen vierhändig Klavier. Beide sind am glücklichsten in der Zurückgezogenheit mit ihren vier Töchtern und dem Thronfolger Alexei.

Lange dauert das Konkl nicht, und allzu schnell pocht der Geist der Unruhe, der seit dem Regierungsantritt Nikolais II. in Rußland umgeht, an die Thore von Livadia, vertritt Zar und Zarin aus ihrem irdischen Paradies und jagt sie wieder auf den Weg der Sorgen ohne Ende.

Kampf zwischen Schwan und Hund.

Im Berliner Nordhafen tummelte sich eines Tages ein Schwanenpaar mit seinen vor Monatsfrist ausgeschlüpften Jungen herum, als plötzlich ein stotterlicher Neufundländer auf der Bildfläche erschien, den unverständige Passanten ins Wasser und auf die Schwanenfamilie zu hegen begannen. Mit einem Sprung war das Thier im Wasser und schwamm unternehmungslos auf die Schwäne zu. Er hatte sich aber verrecknet, denn zum Schug ihrer Kleinen schoß die Schwanenmutter mit ausgebreiteten Flügeln und vorgerecktem Hals kampfbereit auf den Friedensthriller los, um seinen Angriff abzuwehren. Noch hatte sie den Hund nicht erreicht, da kam wie ein Blitz der Schwanenwater heran und ging sofort zum Angriff über. Einige mächtige Schnabelstöße auf der Kopf des Hundes ließen energisch die Attacke ein; dann ergriff der Schwan das Ohr seines Geainers und zog diesen unter das Wasser, so daß es dem Neufundländer übel ergangen wäre, wenn ihm nicht sein inzwischen hinzugekommener Herr Hilfe gebracht hätte. Dieser veranlaßte einige Schiffer, die Kämpfenden mit teilt Stangen zu trennen, während gleichzeitig vom Ufer aus ein Bombardement mit Steinen und Holzstücken auf den tapferen Schwan eröffnet wurde. Die Trennung wurde bewirkt, heulend schwamm der zurückgeschlagene Neufundländer ans Ufer und nahm dann mit einmüdigem Schweiß klebennig Reißaus. Der siegreiche Schwan dagegen umschwamm triumphierend seine der Gefahrt entriessene Familie und segelte mit derselben stolz von dannen.

Vertil-Schwammel-Canavas.

Der berühmte Komponist Franz Schubert († 1828) war ein beliebter Gesellschaftler. Manche frohliche Stunde verbrachte er im Kreise seiner Freunde mit Musikern und in einem der gemüthlichen Gartenrestaurants in der Umgebung Wiens beim Geuzigen. Nach frohem Scherzort warde hier gesprochen, und Schubert erhielt durch seinen Freundeskreis vielache neue Anregung zu musikalischen Schöpfungen.

Schubert wurde von seinen Freunden kurzweg „Vertil“ genannt, und als er später mehr an Leibesfülle zunahm, nannte man ihn „Schwammel“. Der Hauptursache für Schuberts Vertiligkeit seiner Getreuen war aber das Wort „Canavas“. Er hatte diesen Namen seiner Angewohnheit zu verdanken, daß er, sobald ihm seine Freunde von einem ihm unbekanntem Tonkünstler und dessen Werken erzählten, sofort stets die Frage stellte: „Kann er was?“ Da diese rasche Fragestellung bei Schubert eine häufige war, so nannten ihm seine Freunde mit Bezug auf diese Angewohnheit: „Canavas“.

Aushäglich.

Madame: „Wissen Sie denn nicht, daß man die Briefe auf einem Teller hereinbringt?“

Dienstmädchen: „Natürlich; aber diese scheinen alles nur Rechnungen zu sein!“